

Freundschaft: Kornblume im Ährenfeld

Freundschaft kann zum Ort der Gotteserfahrung werden, auch wenn sie in der Priesterausbildung oder etwa in Klöstern lange Zeit eher skeptisch beurteilt wurde. Wo aber Chancen *und* Gefahren benannt werden, erweist sich die Förderung einer Kultur der Freundschaft als zeitgerechte Aufgabe der Pastoral.

„Markus, ich sage dir gleich, ich schreibe nicht gerne, und du brauchst mir auch nicht zu schreiben. Und wenn du es trotzdem tust, erwarte nicht von mir, dass ich zurückschreibe! Ich vertraue darauf, dass, wenn wir in Zukunft nur noch selten voneinander hören und uns noch seltener wiedersehen werden, es nach spätestens einer Viertelstunde so sein wird, als ob wir am Vorabend noch zusammen ein Bier getrunken hätten. Du wirst da sein, und ich werde da sein und die Zeit dazwischen auch, aber sie wird nicht zwischen uns stehen.“ – Das waren vor gut 15 Jahren die Abschiedsworte eines Freundes, den ich während eines einjährigen Studienaufenthaltes in einer fremden Stadt gewonnen habe und dort zurücklassen musste. Seine damalige Gewissheit hat ihn nicht getäuscht. Wir haben uns seither vielleicht sechs oder sieben Mal für einige Stunden wiedergesehen und kaum häufiger miteinander telefoniert. Unser beider Leben hat in der Zwischenzeit starke Veränderungen erfahren, seines einmal sogar in äußerst dramatischer Weise. Da durfte ich für kurze Zeit wieder unmittelbar an seiner Seite sein; ansonsten haben wir beim anderen oft erst die Ergebnisse oder bestenfalls die Höhepunkte dieser Entwicklungen mitbekommen. Dennoch – sein Wort des Vertrauens blieb all die Jahre hindurch gültig, selbst über alle räumliche Distanz und Veränderung der Lebenszusammenhänge hinweg: „Du wirst da sein, und ich werde da sein und die Zeit dazwischen auch, aber sie wird nicht zwischen uns stehen.“

Wenn ich darüber nachdenke, was den Kern echter Freundschaft ausmacht, dann komme ich durch alle Begriffsdefinitionen und persönlichen Erfahrungen in ihrer Verschiedenheit und Vielschichtigkeit hindurch immer wieder zurück auf diesen einen Satz und die durch ihn beschriebene Erfahrung. Mir ist klar, dass die soeben beschriebene Freundschaft, v.a. was die nun schon über Jahre hinweg extrem schwache Frequenz tatsächlicher Begegnungen anlangt, nicht unbedingt typisch ist für jene zwischenmenschlichen Beziehungsformen, die landläufig als „echte Freundschaft“ gelten. Mir ist auch klar, dass eine so selten erneuerte Freundschaft unweigerlich der Gefahr ausgesetzt ist, sich zu verflüchtigen in gegenseitige Entfremdung oder wenigstens in Bedeutungslosigkeit. Und mir ist auch klar, dass ich neben dieser einen Freundschaft auch Freunde brauche (und zum Glück habe), mit denen ich häufiger und regelmäßiger zusammen komme, um mit ihnen mein Leben zu teilen. Dennoch beschreibt der Satz meines Freundes und realisiert unsere Freundschaft immer noch das, was ich für das eigentliche Wesen und Geschenk echter Freundschaft halte: Das verlässliche und mitunter unerklärlich-geheimnisvolle Dasein und Mitsein eines anderen Menschen auf der Grundlage freier Erwählung und Gegenseitigkeit.

„Sakramentalität“

Genau hier hat m.E. auch eine praktisch-theologische Reflexion über die Freundschaft anzusetzen: Eine als treues und bejahendes Dasein eines freien Du erlebte Freundschaft kann den Freundschaftspartnern zum originären Ort von Gotteserfahrung werden – oder anders: zu einem Lebensbereich, in dem sie etwas von Erfüllung jener ursprünglichen Heilssehnsucht erfahren, auf die gerade die Realität des Gottesnamens JHWH Antwort sein will. Freundschaft hat also nicht nur eine etwa für die soziale und emotionale Entwicklung bzw. Gesundheit eines Menschen zentrale Funktion, sie ist auch ein wichtiger Ort religiöser Grund- und Heilserfahrung. Einer so beschriebenen Freundschaft wohnt also eine geradezu sakramentale Dimension und Kraft inne, und es muss von daher zunächst eigentlich wunder nehmen, dass die theologische Tradition relativ arm ist in dem, was sie zum Phänomen der Freundschaft zu sagen hat – und dass sie dabei auch noch zu einigermaßen zwiespältigen Bewertungen der Freundschaft kommt.

Freundschaft versus Geschwisterlichkeit

Der Kern dieser Zwiespältigkeit gründet hauptsächlich in der Tatsache, dass Freundschaft praktisch immer eine partikuläre Bevorzugung des Freundes/der Freundin gegenüber anderen Menschen impliziert und damit zumindest in Spannung tritt zum universalen christlichen Liebesgebot. In der Tradition der christlichen Ethik begegnet dementsprechend zwar auf der einen Seite eine prinzipiell positive Bewertung von Freundschaft – sei es nun als Lernfeld bzw. Konkretisierung christlicher Liebe (gerade *aufgrund* des der Freundschaft wesentlichen Aspektes der freien Zuwendung zum anderen), sei es als bevorzugter Ort der Ausbildung von Tugenden wie Aufrichtigkeit, Verlässlichkeit, Vertrauen, Freigebigkeit, Hilfsbereitschaft sowie Respekt vor der Eigenständigkeit und Besonderheit des anderen.

Es finden sich aber genauso „freundschaftsskeptische“ Töne, welche gerade die (mögliche) Differenz der freundschaftlichen Vorzugsbeziehung zur christlichen Geschwisterlichkeit mit ihrem egalitären Universalanspruch herausstreichen. So findet sich etwa in den Schriften Basilius' des Großen genauso wie in der benediktinischen Ordensregel ein ausdrückliches Verbot von partikulären Freundschaften innerhalb der Mönchsgemeinschaft – pragmatisch zwar zu verstehen als Versuch, etwaige die größere Gemeinschaft zersetzende Cliquenbildungen unter den Mönchen schon im Keim zu unterbinden, in der weiteren theologischen Ausformung und Reflexion dieser Regeln dann aber durchaus begründet und sozusagen „spirituell überhöht“ mit dem Widerspruch des frei, nach vielfältigen Kriterien wählenden Charakters der Freundschaft zum universellen Verpflichtungscharakter christlicher Geschwisterlichkeit. Eine spezielle und bis in die kirchliche Gegenwart hereinwirkende Spielart solch christlicher „Freundschaftsskepsis“ fand ihre Ausprägung schließlich in der Ausbildung von Klerikern: Weil die Partikularität der Freundschaft in unauflösbare Spannungen führen könnte zu den Pflichten kirchlicher Amtsträgerschaft („Hirte für alle“ versus „Freund einiger weniger“, absolute dienstliche Verfügbarkeit versus Freundschaftspflichten), wurden Generationen von Klerikern schon während ihrer Ausbildung dazu angehalten, tiefergehende Freundschaften tunlichst zu vermeiden oder bereits bestehende sogar

wieder aufzulösen.¹ Dass im Gegensatz dazu in Zeiten einer vielerorts drohenden Vereinsamung kirchlicher Amtsträger (aufgrund des Priestermangels, der prekärer werdenden gesellschaftlichen Stellung derselben oder anderer Faktoren) um deren seelischer Gesundheit willen in der Aus- und Fortbildung längst die ausdrückliche Förderung einer freundschaftlichen Beziehungskultur angezeigt erscheint und zum Glück mancherorts auch geschieht, braucht kaum mehr eigens betont zu werden.

Freundschaftskultur

An dieser Stelle ist freilich zu fragen, ob die bewusste Förderung einer Kultur der Freundschaft nicht überhaupt als wichtiges allgemeines Ziel der Pastoral zu formulieren ist – zumal vor dem Hintergrund unserer durch zunehmende Individualisierung, soziale Differenzierung und Mobilität gekennzeichneten Massengesellschaft. Vereinsamung, Beziehungsschwäche oder einfach mangelndes „Know-how“ in der bewussten Gestaltung und Pflege von Freundschaftsbeziehungen sind hier ja beileibe keine Probleme, von denen etwa nur zölibatäre Kleriker betroffen wären. Die gezielte Förderung von Freundschaftskultur durch die Pastoral hätte jedenfalls eine doppelte Zielrichtung zu beachten: Zum einen geht es wohl um die grundsätzliche Befähigung zu bzw. die Stärkung und Kultivierung von tragfähigen, auf Dauer angelegten und die Person selbst, nicht irgendwelche Partikulärinteressen oder Zwecke in den Mittelpunkt stellenden Freundschaftsbeziehungen – sozusagen im Widerstand zu einer praktisch alle sozialen Gefüge destabilisierenden bzw. erschwerenden Gesellschaftsentwicklung.

Zum anderen bestünde die spezifische Verantwortung der Pastoral in der Förderung personaler Freundschaftskultur wiederum darin, bestehende bzw. sich entwickelnde Freundschaften vor einem völligen Aufgehen im Bereich des Persönlichen und Privaten und also vor einer sie irgendwann einmal selbst erschöpfenden reinen Selbstbezogenheit zu bewahren. Die vorhin angedeutete, der partikulär-ausschließenden Dimension von Freundschaftsbeziehungen skeptisch gegenüberstehende Tradition des Christentums findet hier wohl ihre eigentliche Berechtigung: nicht in grundsätzlicher „moralischer“ Gegnerschaft zu Freundschaftsbeziehungen aufgrund der ihnen eigenen Partikularität, sondern als wichtiges Korrektiv zu den sie selbst gefährdenden Ab- bzw. Ausschließungstendenzen. Ein wichtiger Dienst der Pastoral an einer heilvollen Freundschaftskultur läge also gerade auch darin, die in und aus vitalen Freundschaften entstehenden Potentiale an Kreativität, Lebensbejahung, Selbstvertrauen und ebenso an Kritikfähigkeit, Solidarität und Großmütigkeit – einladend, motivierend, unterstützend – auf eine größere Gemeinschaft hin zu öffnen und ihnen zugleich ein erweitertes Bewährungs- und Realisierungsfeld zu bieten.

¹ Es darf wohl unterstellt werden, dass sich hinter diesen gemeinschafts- bzw. berufsethischen Begründungen in Wahrheit oft einfach die Furcht vor der institutionelle Bindungen und Normen in der Regel sprengenden Kraft des Eros, insbesondere in seiner homosexuellen Ausrichtung, verbarg.

Freundschaft versus Koinonia

Als direkte Konsequenz solcherart pastoralen Handelns erhebt sich natürlich auch die Frage, inwieweit Freundschaft selbst ein gemeinbildendes bzw. –konstituierendes Prinzip sein kann/soll/darf. Was passiert etwa, wenn gewachsene Freundeskreise aufgrund ihrer sozialen Stärke zu dominierenden Kräften innerhalb einer Gemeinde werden oder wenn, was umgekehrt und de facto gar nicht selten der Fall ist, aus der oft jahrelangen Zusammenarbeit in Gemeindegremien und –teams feste Freundschaften entstehen – sei es nun unter den haupt- oder ehrenamtlich Tätigen, sei es zwischen denselben? Die Versuchung bzw. Gefahr ist hier natürlich groß, die in solchen Fällen bereits vorhandenen Motivationen und gut aufeinander eingespielten Synergien einfach unkritisch auszunutzen für die vielen gemeindlichen Aufgaben, die eben zu erledigen sind, und dabei einerseits die bestehenden bzw. entstandenen Freundschaften in ihrem Eigenwert auf's Spiel zu setzen und utilitaristisch zu korrumpieren und andererseits nicht in solche Freundschaftsnetzwerke integrierte Gemeindeglieder bewusst oder unbewusst auszuschließen bzw. zu „überstimmen“. Auch hier ist zweifellos eine zumindest freundschaftskritische Haltung am Platz: Partikuläre Freundschaft und universale christliche Geschwisterlichkeit bzw. persönliche Freundschaft und professionelle Beziehung müssen zwar nicht, können aber zu Gegensätzen werden oder zumindest in kaum lösbare Spannungen zueinander treten. Hier gilt es v.a., sich in Erinnerung zu rufen, dass christliche Gemeinde sich von ihrem Wesen her nun einmal nicht aus Freundschaft konstituiert, sondern aus Koinonia als Ort der Erfahrung von Zugehörigkeit und Gemeinschaft, die nicht in Sympathie oder anderen Momenten partikulärer oder gar exklusiver Wahl ihren Grund hat. Dieses koinonische Gemeindeverständnis stellt im Unterschied zu bloßen Zweck- und Interessensgemeinschaften zwar einerseits einen hohen Anspruch an die Kräfte des Zusammenhalts, entlastet aber gleichzeitig von dem zweifellos überfordernden Druck, allen Freund/Freundin sein zu müssen.

Kornblume im Ährenfeld

Bei allen positiven Konnotationen, mit denen der Begriff und das vielschichtige Phänomen „Freundschaft“ bei den meisten Menschen spontan versehen ist, wird die praktisch-theologische Auseinandersetzung dem Thema also wohl am ehesten gerecht, wenn sie sich ihm zum einen vorbehaltlos bejahend – aber ohne romantisierende Schwärmerei – und dennoch zugleich nüchternkritisch – aber ohne skrupulöse Verkrampfung – nähert. Vielleicht mag hier Dietrich Bonhoeffers Wort als Leitbild dienen, der von der Freundschaft einmal als der „Kornblume im Ährenfeld“ spricht: Die Kornblume ist im Vergleich zu den Getreideähren nicht gerade lebensnotwendig. Allerdings macht sie das Feld erst schön. Schönheit aber ist nicht weniger ein Geschenk und ein Zeichen Gottes als das Leben selbst.